

Der verehrte Fanatiker

Den ukrainischen Nationalisten Stepan Bandera umwabern viele Mythen. Grzegorz Rossoliński-Liebes Biografie klärt auf. Doch das Buch hat Schwächen.

Von Guido Hausmann

Biografien machen Geschichte lebendig und vermitteln mehr als andere Darstellungsformen ein Verständnis von Epochen, Orten und Ländern, heißt es. Das kriegsbedingte Interesse an der Ukraine hat in deutscher Sprache bisher zu zwei Biografien geführt: Der Hamburger Historiker Rudolf M. Mark hat 2023 bei Schöningh eine Biografie über Symon Petljura (1879 bis 1926) veröffentlicht, einen der wichtigsten politischen und militärischen Führer der Ukraine, von 1919 bis 1920 Regierungschef der Ukrainischen Volksrepublik und 1926 im Pariser Exil erschossen. Jetzt hat der Berliner Historiker Grzegorz Rossoliński-Liebe eine erste wissenschaftliche Biografie des ukrainischen Nationalistenführers Stepan Bandera (1909 bis 1959) vorgelegt, der 1959 in München von einem Agenten des KGB erschossen wurde. Sie geht auf eine 2012 an der Universität Hamburg verteidigte Dissertation zurück, die bereits 2014 auf Englisch erschienen ist.

In beiden Biografien geht es um ukrainische Staatsgründung, Nationalismus, Antisemitismus und die Verworfenheit der ukrainischen mit der europäischen Geschichte, im Fall Banderas besonders mit der deutschen Geschichte. Petljura ist die politisch wichtigere der beiden Personen gewesen, Bandera dagegen die Person, die in Deutschland das Bild der Ukraine bis heute wesentlich prägt, ohne dass seine Biografie im Detail bekannt ist.

Rossoliński-Liebes Ambition geht über eine Biografie von Stepan Bandera hinaus. Er hat eigentlich eine Geschichte des radikalen ukrainischen Nationalismus im 20. und frühen 21. Jahrhundert geschrieben, in dessen Zentrum die Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN) steht, eine 1929 gegründete radikalnationalistische Vereinigung, die den Rechtsschwung der bis zum Ersten Weltkrieg mehrheitlich sozialistisch orientierten ukrainischen Bewegung zeigt. Zu den Gründen für diese Entscheidung mag gehören, dass es nur wenige autobiografische Zeugnisse von Bandera gibt. Da eine ukrainische Nationalstaatsbildung nach 1918 misslang und die Ukrainische Sowjetrepublik im Rahmen der 1922 geschaffenen Sowjetunion über keine politische Souveränität verfügte, kreierte das politische Denken vieler Ukrainer in der Zwischenkriegszeit um die Frage, wie ein ukrainischer Staat gewonnen werden könnte.

Im nationalistischen Denken, das den zeitgenössischen Rassismus bereitwillig aufnahm und für das Bandera paradigmatisch steht, waren die Polen, die Juden und

die Russen die kollektiven Hauptfeinde, die die Bildung eines ukrainischen Staates unmöglich gemacht hatten. Ideologische Orientierung fanden die ukrainischen Nationalisten vom Schlage Banderas einerseits bei dem Ostukrainer Mykola Michnowskij (1873 bis 1924), der schon im frühen 20. Jahrhundert eine „Ukraine für Ukrainer“ gefordert hatte, sowie bei dem Publizisten Dmytro Donzow (1883 bis 1973), dem ideologischen Paten der OUN. Zu den Bündnispartnern gehörten in der Zwischenkriegszeit die italienischen Faschisten, die kroatische Ustascha und in wachsendem Maße die deutschen Nationalsozialisten.

Dem eigenständigen Staat standen zahllose „Feinde“ im Weg

Wenn an Biografien die Darstellung von Brüchen fasziniert, dann porträtiert Rossoliński-Liebe eine eher langweilige Person. Bandera wuchs in einer religiösen und national geprägten Familie in Galizien auf, das bis 1918 zu Österreich-Ungarn und in der Zwischenkriegszeit zum wiedergegründeten Polen gehörte. Er war seit seiner Jugend ein „fanatischer Nationalist“ und blieb es sein Leben lang.

Politische Brüche gab es für die Ukraine in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts viele, ideologische Brüche bei Bandera dagegen keine. Er trat der OUN schon in ihrem Gründungsjahr 1929 bei und stieg schnell in ihr auf. Seit dieser Zeit verbrachte er wegen illegaler Aktivitäten wiederholt längere Zeiten in Haft. Der kleine und schmale junge Mann war kein Ideologe oder Intellektueller, eher ein Taktiker, willensstarker Organisator und begabter Redner, der kompromisslos Gefolgschaft einforderte. In den 1930er-Jahren sieht Rossoliński-Liebe auch die Ursprünge einer kultischen Verehrung von Stepan Bandera.

Die Stärke des Buches liegt vor allem in der empirischen Dichte, mit der der Autor die antipolnische, antijüdische und antisowjetische bzw. antirussische Gewalt vor allem in der Kriegszeit 1941 bis 1944 belegt. Aber die Gewalt der Bandera-Leute richtete sich immer wieder auch gegen sogenannte Verräter in den eigenen Reihen bzw. unter Ukrainern. Bandera, der nach 1940 den radikalen Flügel der OUN leitete und dessen Gefolgsleute Ende Juni 1941 in Lemberg ohne Absprache mit der einrückenden Wehrmacht den ukrainischen Staat ausriefen und sich in der Folge an antijüdischen Pogromen beteiligten, tritt dabei immer wieder hinter anderen Akteuren zurück, zum Teil weil er in der Kriegszeit „Ehrenhäftling“ im KZ Sachsenhausen und somit nicht vor Ort war. Sollte es noch irgendwelche Zweifel am Ausmaß der Gewalt der OUN und seines militärischen Flügels, der Ukrainischen Aufstandsarmee UPA, gegeben haben, so sind sie mit diesem Buch widerlegt.



Ukrainische Sonderbriefmarke aus dem Jahr 2022, der Ultranationalist Stepan Bandera wird als „Urvater“ der Ukraine dargestellt.

FOTO: PAVLO PALAMARCHUK/IMAGO

Trotz dieser empirischen Dichte überzeugt das Buch in analytischer Hinsicht nicht ganz. Denn Rossoliński-Liebe macht sich zwar zu Beginn seines Buches konzeptionelle Überlegungen über den radikalen Nationalismus, gibt sich aber zu sehr damit zufrieden, diesen mit aufklärerischem Pathos unter Ukrainern nachzuweisen. Er fragt dagegen zu wenig nach den Ursachen und Dynamiken der Gewaltausbrüche in bestimmten Kontexten, etwa im Zwischenkriegspolen mit seiner Verletzung der Minderheitenrechte, obwohl eine Antwort auf diese Frage doch dringend nötig gewesen wäre. Denn Gewalt ist ein generelles Kennzeichen dieser Epoche der europäischen Geschichte.

Sehr oft verband Gewalt ukrainische und deutsche Geschichte

In den letzten Kapiteln des Buches erfahren wir viel über den Bandera-Kult nach 1945, sowohl vor als auch nach seiner Ermordung in München 1959. Bandera tauchte als Stefan Popel in München unter und verschwand wie viele radikale ukrainische Nationalisten fortan eigenes Gewalttun in den zurückliegenden Jahren. Stattdessen hängten sie sich nach außen das Mäntelchen der antisowjetischen Kämpfer um. In der Darstellung dieser Jahre überwiegt der Eindruck, dass alle Ukrainer (radikale) Nationalisten waren. Diese Vor-

stellung mag lange Zeit für viele Deutsche angesichts deutscher Gräueltaten in der Ukraine 1941-44 entlastend gewesen sein und Anklang gefunden haben. Sie korrespondierte in mancher Hinsicht auch mit offiziellen sowjetischen Vorstellungen über die nationalistischen Ukrainer nach 1945, soweit diese nicht zum loyalen Parteivolk gehörten oder Parteiführer wie Leonid Iljitsch Breschnew waren.

Rossoliński-Liebe geht auch auf diese Ukrainebilder und ihren Wandel genauer ein, die den Kult um Bandera wesentlich befördert haben. Aber die Vorstellung greift zu kurz. In der unmittelbaren Nachkriegszeit lebten Hunderttausende Ukrainer in den Besatzungszonen Westdeutschlands, besonders in bayerischen Städten wie Regensburg, Neu-Ulm oder München, darunter auch viele mit sozialistischen oder sozialdemokratischen Überzeugungen. Sie waren trotzdem Gegner des sowjetischen Regimes. Schon mit einem Hinweis auf Personen wie Ivan Maistrenko (1899 bis 1984) oder Borys Lewytskyi (1915 bis 1984, der auch für die SZ schrieb) hätte Rossoliński-Liebe diese Vorstellung differenzieren können. Merkwürdig ist auch der Hinweis auf einen stetig wachsenden Bandera-Kult in der Ukraine nach 1991, der in dem Vorwurf an „die ukrainischen (liberalen) Historiker (gipfelt), die Bandera rehabilitierten“. Doch es gibt keine unwidersprochene Bandera-Verehrung in der Ukraine nach 1991. Aber sicherlich stimmt es, dass er in nationalistischen Kreisen ein Symbol des anti-

russischen Kampfes geworden ist und dass mehr Aufklärung über die von ihm und seinen Leuten ausgeübte Massengewalt nötig ist. Analytisch spannender wäre hier ein Hinweis auf die regionalen Konjunkturen des Bandera-Kults in der unabhängigen Ukraine gewesen. Denn der Bandera-Kult erfuhr vor allem in der Westukraine nach 1991 immer dann einen Aufschwung, wenn in der Hauptstadt Kiew ein als prussisch geltender Präsident an der Macht war.

Solch widerspruchsfreie Passagen und geglättete wirkende Erklärungen des Buches lassen so immer wieder Zweifel an der Darstellung entstehen, die die Wirkung des Buches unnötig einschränken. Dazu passt auch, dass die zu Beginn genannte neue Biografie über Symon Petljura diesen auf der Basis neuer Quellen von jeder persönlichen Schuld an antijüdischer Gewalt im Jahr 1919 freispricht, während Rossoliński-Liebe dessen „persönliche Verantwortung“ nahelegt.

Das deutsche Publikum kann die gut geschriebene Biografie auch an die beiden wesentlichen Verknüpfungen zwischen der deutschen und ukrainischen Geschichte im 20. Jahrhundert heranführen, ukrainische Staatsbildungsversuche mit deutscher Beteiligung und deutsche Gewalt.

Guido Hausmann leitet den Bereich Geschichte am Leibniz-Institut für Ost- und Südosteuropaforschung in Regensburg und lehrt Geschichte Ost- und Südosteuropas an der Uni Regensburg.

Auftrag gegeben. Die Ergebnisse blieben unter Verschluss. Daher richtete die Fraktion der Grünen ein Jahr später eine Anfrage an die Bundesregierung. Es ging um die „Haltung der Bundeswehr zu Traditionen der Wehrmacht und des Nationalsozialismus“ sowie explizit um die MGFA-Studie zu Dietl.

Neitzel übt Kritik an der öffentlichen Debatte, wo die Traditionsarbeit zumeist auf Verfassungspatriotismus reduziert wird. Kein Wort verliert er über jene sinnstiftenden und identitätsbildenden Benennungen nach Feldwebel Anton Schmid (Kaserne Blankenburg, 2016), der Ikone des Rettungswiderstandes, nach Hans Scholl (Audimax der Sanitätsakademie München, 2012), dem Kopf der Weißen Rose, oder nach dem aufrechten und couragierten Sanitätsfeldwebel Christoph Probst (Kaserne München-Hochbrück, 2019).

Die Kernaussage aus den Richtlinien zum Traditionsverständnis (2018) lautet im Sinne der Inneren Führung: „Die Bundeswehr ist freiheitlichen und demokratischen Zielsetzungen verpflichtet. Für sie kann nur ein soldatisches Selbstverständnis mit Wertebindung, das sich nicht allein auf professionelles Können im Gefecht reduziert, sinn- und traditionsstiftend sein.“ Mit Blick auf die „Kriegstüchtigkeit der Bundeswehr“ formuliert Neitzel seine geschichtspolitische Zielsetzung so: „Wie sehen denn nun die passenden Vorbilder für einen Panzerkommandanten oder einen Grenadier aus, dessen Aufgabe im Ernstfall ist, in Litauen für das westliche Bündnis zu kämpfen, zu töten und notfalls zu sterben?“

Jakob Knab

Jakob Knab hat zahlreiche Veröffentlichungen zur Geschichtspolitik und Traditionspflege der Bundeswehr vorgelegt. Er lebt in Kaufbeuren. SZ

Gegen die Freiheit der Superreichen

Sebastian Klein war Millionär und plädiert nun für Reformen wider den „toxischen Reichtum“.

Der reißerische Titel („Toxisch reich“) und Untertitel („Warum extremer Reichtum unsere Demokratie gefährdet“) täuschen. Im Gegensatz dazu beruht das Buch des Psychologen und Unternehmers Sebastian Klein auf einer über weite Strecken stringenten Argumentation, deren Voraussetzungen und Implikationen durchgängig gut begründet und mit Fakten belegt werden. Bekannt geworden ist Klein durch die Buchzusammenfassungs-App Blinkist, 2023 hat er sie verkauft und den Großteil seines Vermögens in gemeinnützige Projekte investiert.

Der Autor wuchs in Bayern in bescheidenen Verhältnissen auf und fühlte sich als Kind nicht privilegiert im Unterschied zu Mitschülern, die ihr Taschengeld aus einer Geldschatulle selbst besorgen konnten. In seiner Familie fehlte es zwar nicht am Nötigsten und ein jährlicher Familienurlaub war üblich wie Geschenke zu Geburtstagen und an Weihnachten.

Nach dem Abschluss des Psychologiestudiums bekam Klein ein Angebot in einer Firma für Unternehmensberatung, in der es im Unterschied zum Studium nicht mehr nur um Menschen, sondern vor allem um Geld ging. Obwohl er in dieser Firma nicht glücklich wurde, kündigte er den Job erst nach 15 Monaten, behielt aber sein Ziel, reich zu werden, fest im Blick. Er beteiligte sich an einem Start-up-Unternehmen. Das Unternehmen florierte, und nach ein paar Jahren verkaufte er seine Anteile an der Gründerfirma für rund 400.000 Euro und genoss die damit gewonnene Sicherheit als wirtschaftlich Unabhängiger mit dem Kauf von allerhand Luxusartikeln.

Das Buch von Thomas Piketty über das „Kapital im 21. Jahrhundert“ schockierte ihn wegen der darin dargestellten Ungleichheit in der Gesellschaft. Durch weitere Verkäufe von Anteilen an seiner Gründungsfirma genoss er – inzwischen Multimillionär geworden – ein gesteigertes Sicherheitsgefühl und leistete es sich, 90 Prozent seines Vermögens in gemeinnützigen Projekten und Organisationen anzulegen und nur 10 Prozent davon für sich zu behalten. Er gewann die Einsicht, für die Gesellschaft sei es an der Zeit, endlich über Geld und Ungleichheit nachzudenken, und entschloss sich, darüber ein Buch zu schreiben, um mit einigen populären Vorurteilen aufzuräumen. Dazu zählte er etwa die Ideologie, mehr Gleichheit bedeute automatische Diktatur, oder das Gerücht, wir lebten in einer Leistungsgesellschaft, obwohl fünf Prozent mehr besitzen als die restlichen 95 Prozent zusammen. Das hängt damit zusammen, dass die riesigen Vermögensdifferenzen aus ungleichen Startchancen und restlos ungerechtfertigten Erbschaftsverhältnissen entstehen.



Sebastian Klein: Toxisch reich. Warum extremer Reichtum unsere Demokratie gefährdet. Mitarbeit: Svenja Behrens. Oekom Verlag, München 2025. 208 Seiten, 19 Euro.

Einen wesentlichen Beitrag zur Verstärkung von Ungleichheit leistet das herrschende Steuersystem, das bestehende Vermögen vor Besteuerung ganz verschont oder im Vergleich zu gewissen anderen Einkommensformen privilegiert. So machen die Steuern auf Vermögen und Erbschaften in Deutschland nach den zahlreichen Steuerreformen und Steuersenkungen der 90er-Jahre nur ein Prozent des gesamten Steueraufkommens aus. Allein die Erbschaftssteuer wurde 1992, 2008 und 2016 gesenkt – ebenso die Gewerbesteuer 1998, 2001 und 2008, während für Anteile an Kapitalgesellschaften bis zu 26 Millionen Euro eine Erbschaftssteuerbefreiung gilt.

Klein und seine Co-Autorin Svenja Behrens halten ungleiche Gesellschaften zu Recht für „schlechte Gesellschaften“, weil sie Armut produzieren, statt „Reichtum in Wohlstand für alle“ zu verwandeln. Steuerhinterziehung und Steuervermeidung durch „kreative Buchführung“ kosten den Staat und seine Bürger jährlich Milliarden Euro, insofern schadet das „Profitstreben der Reichen den Normalsterblichen“. Der heutige Kapitalismus funktioniere als Finanzmarktkapitalismus, also als „Shareholder-value-Maximierungsmaschine“ im Dienst und im Interesse einer dünnen Oberschicht, während die Mehrheit der Bürger, die Umwelt und die demokratischen Institutionen Schaden nehmen, wobei Letztere am Ende zerstört werden.

Dennoch wagen die Autoren einen „optimistischen Ausblick“. Sie plädieren allerdings nicht für eine Enteignung der „Reichen“. Sie glauben, mit „Volksentscheiden, Meinungs- und Versammlungsfreiheit sowie Verfassungsklagen für eine gerechtere Gesellschaft politische Mehrheiten organisieren“ zu können. Doch das Plädoyer für „Reformen, die allen nützen“, wirkt allein durch die subjektive Erfahrung Kleins wenig glaubhaft, bleibt in vortheoretischen Appellen stecken und kommt politisch eher ahnungslos und ohnmächtig daher.

Und: Die Diskussion hauptsächlich unter angelsächsischen Marxisten darüber, ob Kapitalismus ohne Wachstum auf Dauer möglich sei, streift das Buch nicht einmal, was man durchaus als dessen Hauptmangel sehen kann.

Rudolf Walther

War da nicht was mit Wehrmacht?

Sönke Neitzel erzählt die Geschichte der Bundeswehr auf wenig Platz, dennoch fallen beim Thema Traditionspflege Leerstellen und Verkürzungen auf.

„Sönke Neitzel erzählt die Geschichte der Bundeswehr seit 1955, verfolgt ihre Wandlungen und analysiert die Herausforderungen der Gegenwart“, heißt es beim Verlag C. H. Beck. Diese auf 120 Seiten kondensierte Neuerscheinung basiert auf Neitzels Standardwerk „Deutsche Krieger. Vom Kaiserreich zur Berliner Republik“ (Ullstein, 2020). Im Prolog stellt der Professor für Militärgeschichte/Kulturgeschichte der Gewalt an der Universität Potsdam die Frage, welche Identität die Soldaten haben sollten, welche Traditionen. Neitzel zufolge existiert die Bundeswehr in einer doppelten Ambivalenz. In den Fünfzigerjahren wurde der Begriff „neue Wehrmacht“ in vielen Bundestagsdebatten benutzt. Auch bei der Gründungsfeier am 20. Januar 1956 in Andernach war von der „neuen Wehrmacht“ die Rede. Am 1. April 1956 wurde die Bezeichnung „Bundeswehr“ verbindlich eingeführt. Monate später, am 21. Juli 1956, trat das Wehrpflichtgesetz in Kraft. Doch es wird beiseitegeschoben, dass im Volksmund etliche Jahre noch von der „neuen Wehrmacht“ die Rede war.

Die Lektüre hinterlässt einen zwiespältigen Eindruck: Die Einsätze „out of area“ sind Neitzels bevorzugtes Gebiet; der „Einsatz am Hindukusch“ nimmt breiten Raum ein. Auf der anderen Seite fallen ver-

kürzte Perspektiven auf, wenn es um die Geschichtspolitik und die Traditionspflege in der Bundeswehr geht. Neitzels Fehlleistung wird markiert durch die irri- ge Sicht, die Bundeswehr sei „aus dem Nichts“ aufgestellt worden. Indes: Die Rede von der „Schöpfung aus dem Nichts“ (*creatio ex nihilo*) gehört zur Theologie. In den Kontinuitäten und Brüchen der Geschichte jedoch herrscht kein machtpolitisches Vakuum, kein Niemandsland, keine Stunde null. Mythengeraune dient Neitzels Entlastungsnarrativ; denn sonst hätte er sich kritisch dazu äußern müssen, warum an die Wehrmachtstradition angeknüpft wurde.

Im Blick auf den Personalgutachterausschuss (PGA) – ein Gremium der Jahre 1955–1957, das dazu beitragen sollte, die Bundeswehr von Führungspersonen freizuhalten, die durch ihr Verhalten in der Ära des Nationalsozialismus belastet waren – meint Neitzel, dass es bei den kriegsgedienten Soldaten der Bundeswehr – „soweit wir bislang wissen“ – keine prominenten Täter gab. Hier wird Admiral Rolf Johannessen übergangen, der als NS-Gerichtsherr im Endsiegterror vom April 1945 die Todesurteile gegen die fünf Männer von Helgoland bestätigte. Aber auch diese soldatischen Persönlichkeiten schlüpfen durch jenes weite Netz des PGA: Walter Gericke, Reinhard Hauschild, Wilhelm Hess, Konrad Knabe, Hans Kroh, Bernhard Rogge und Karl Wilhelm Thilo. Keiner dieser Namen findet sich bei Neitzel. Als NS-Gerichtsherr bestätigte Rogge Anfang Mai 1945 Todesurteile gegen drei Matrosen. Bis Ende März 2018 war er für die Bundeswehr traditionswürdig („Admiral-Rogge-Pokal“).

Der Streit um die Traditionspflege entbrannte laut Neitzel an den Liegenschaften in Füssen (Dietl-Kaserne) und Mittenwald (Kübler-Kaserne). Dieser öffentliche Meinungskampf begann tatsächlich im Februar 1988; es ging allein um die Generaloberst-Dietl-Kaserne. Mit der Taktik des

hinhaltenden Abwehrkampfes wurde Eduard Dietl von der Hardthöhe über die Runden gerettet. Was Neitzel nicht erwähnt: Bundesverteidigungsminister Franz Josef Strauß (CSU) hatte den Antrag der Gebirgsjäger abgelehnt, die Kaserne in Füssen nach Dietl zu benennen; denn als ehemaliger Offizier für wehrgeistige Führung wusste er um Dietls truppendienstliche Verantwortung für die Feldstraflager. Die „Aktion Namensgebung“ (unter anderem nach Dietl, Ludwig Kübler, Helmut Lent)



Neuanfang, elf Jahre nach Kriegsende: Soldaten marschieren im November 1956 durch Murnau in ihre neue Kaserne.

FOTO: DPA/SZ PHOTO